

## Rezensionen / Reviews

**RICHTER, Rhea Marie. 2016. Frauensport in Kenia: Laufsportkultur zwischen Kenia und den USA. Hildesheim: Arete Verlag. 264 Seiten. ISBN 978-3-942468-70-1.**

*rezensiert von*

**Katrin Bromber, Leibniz-Zentrum Moderner Orient**

Mit *Frauensport in Kenia* liegt erstmals eine anthropologische Studie zum kenianischen Laufsport vor, die aus sozialwissenschaftlicher Sicht Läuferinnen im Spitzenbereich in den Blick nimmt. Als ehemalige Hochleistungssportlerin im Bereich Laufsport, deren Erfahrungen auch ein Aufenthalt als *student athlete* an einer amerikanischen Hochschule einschließt, verfügt Rhea Maria Richter über die idealen Voraussetzungen, das längst überfällige Forschungsthema zu bearbeiten. Die über eine teilnehmende Beobachtung deutlich hinausgehende „körperliche Involviertheit“ (S. 80) ermöglicht ihr besondere Einsichten und ein tiefes Verständnis des Untersuchungsgegenstandes.

Im ersten Kapitel diskutiert die Autorin vor allem auf der Grundlage von Sekundärliteratur jene biologischen und sozio-kulturellen Faktoren, die üblicherweise als Erklärung für die Dominanz kenianischer Läuferinnen und Läufer im Langstreckenbereich gegeben werden. Hierbei macht sie deutlich, dass die These einer speziellen genetischen Veranlagung, sprich die Existenz eines *Speed-Gens*, für ihre Forschung nicht zielführend ist. Sehr richtig bemerkt sie, dass „die zeitliche Kluft zwischen der Tradition des Rinderstehleins und den körperlichen Voraussetzungen heutiger Läuferinnen und Läufer gemeinhin als zu groß bewertet wird“ (S. 29). Essentialistischen Annahmen vom *natural runner* räumt die Verfasserin in ihrem Buch keinen Raum ein. Physiologische Adaptation an Höhe und die Laufökonomie begünstigen überragenden Erfolg, erklären ihn jedoch nicht. Vielmehr sind es spezifische sozio-kulturelle Faktoren, die sinnvolle Erklärungsansätze bieten. Neben einer hohen Schmerztoleranz oder einer spezifischen Ernährung steht vor allem die Anerkennung des Laufens als

Lebensstil im Zentrum des Forschungsinteresses. Dieser letztgenannte Aspekt wird im weiteren Verlauf des Buches sehr überzeugend ausgeführt. Anhand der fast schon legendären sieben Charakteristika für den modernen Sport, die Allen Guttman Ende der 1970er Jahre für die Untersuchung von Sportifizierungsprozessen aufstellte, zeichnet die Autorin im zweiten Kapitel die Geschichte des modernen Sports in Kenia nach und folgt hierbei der gängigen Einteilung in vorkoloniale, koloniale und nachkoloniale Phasen. Obgleich es sich bei diesem Buch nicht um eine historische Arbeit handelt, ist hinsichtlich der historischen Einbettung einiges an Potential verschenkt worden. Als Beispiel wäre die Verbreitung moderner Sportarten und zugehörigem Wettkampfsystem während des Zweiten Weltkriegs zu nennen. Das ist umso wichtiger, als Angehörige der Kalenjin, die im Buch eine zentrale Rolle spielen, gemäß ihrer Wahrnehmung als Vertreter einer sogenannten *martial race* bevorzugt rekrutiert wurden. Gerade für den historischen Abschnitt wäre die Konsultierung entsprechender Archivbestände in Nairobi hilfreich gewesen. Demgegenüber ist die Schule als Ort der Sportförderung sehr ausführlich beschrieben. Die Entwicklung des kenianischen Sports während des Kalten Krieges (S. 69f.) wird zwar explizit angesprochen, jedoch nicht vertieft und verdient mit Sicherheit eine gesonderte Behandlung.

Das dritte Kapitel konzentriert sich auf den Laufsport, wobei hier vor allem der Langstreckenlauf gemeint ist. Hierbei gelingt es Rhea Maria Richter, deutlich aufzuzeigen, dass Laufen in Kenia nicht als sinnvoll verbrachte Freizeit verstanden wird. Vielmehr zeigen ihre empirischen Erkenntnisse, die sie während ihrer Feldforschung in den Trainingsstätten Iten und Kaptagat gewann, dass Laufen als Karriere und Lebensstil aufgefasst wird. Laufen als Job generiert kenianische Charakteristika bzw. eine Kenianisierung des Laufsports (S. 96), die sich in einem spezifischen Training (S. 97-105) und einer Zentrierung des Sports als Lebensmittelpunkt niederschlägt. Zudem identifiziert die Autorin überzeugend ein „erweitertes Berufsfeld des Laufens“, das neben Sport als Investition (z.B. in Trainingsstätten) auch die Arbeit von Physiotherapeuten, Masseuren, Managern, Trainern und Laufbegleitern berücksichtigt. In der Zusammenfassung diskutiert sie unter Zuhilfenahme der Guttman'schen Kriterien die aktuelle Situation des modernen Laufsports in Kenia und kommt zum Schluss, dass dieser zwar internationalen Standards folgt, aber

eine „spezifische Realisierung [aufweist], die auf einer lokalen Sportererfahrung beruht“ (S. 126).

Erst mit dem vierten Kapitel beginnt Rhea Maria Richter das eigentliche Thema ihrer Arbeit auszuloten. Sie zeigt auf, was es bedeuten kann, wenn Frauen sozio-kulturell bedingte Hindernisse (funktionale Rollen, Körperlichkeit, finanzielle Abhängigkeit) überwinden, die den weiblichen Laufsport insbesondere in ländlichen Gebieten prägen. Sie belegt ihre Aussagen mit sechs Kurzbiographien, die sehr unterschiedliche Facetten dieses schwierigen Umfeldes beleuchten. Allerdings lesen sich diese Biographien ausschließlich als Erfolgsgeschichten. Was ist mit den vielen Frauen, die es nicht an die Spitze des Weltsports oder der US-amerikanischen Universitäten schafften, die sie als *student athletes* mit einem Stipendium ausstatteten? Ein kritischerer Blick wäre auch auf die Aussagen über das „Laufgeschäft“ zu erwarten gewesen (S. 141f.). Was geschieht, wenn die Läuferinnen die Erwartungen nicht erfüllen oder sich verletzen?

Die Bedingungen des transnationalen Sporttransfers zwischen Kenia und den USA sind Thema des fünften Kapitels. Bezugnehmend auf John Bales dreistufiges Modell des globalen Sportsystems fragt Rhea Maria Richter nach ideologischen und strukturellen Ursachen der kontinuierlichen Abwanderung von talentierten Athletinnen an US-amerikanische Hochschulen. Sehr hilfreich sind in diesem Zusammenhang der historische Überblick zu diesen Transaktionen, die Ausführungen über die Entwicklung des Hochschulsports in den USA, zur Kategorie des *student athlete* und zur Institutionalisierung des leistungssportbasierten Stipendiensystems. Mit Blick auf kenianische Läuferinnen erstellt die Autorin auf der Grundlage ihrer Feldforschungsdaten für das akademische Jahr 2011/12 eine Momentaufnahme, die belegt, dass US-amerikanische Hochschulen der Leichtathletik - und insbesondere dem Mittel- und Langstreckenlauf - einen hohen Stellenwert einräumen. Das erklärt den sehr hohen Anteil kenianischer Läuferinnen an der Gesamtzahl international rekrutierter Leichtathletinnen, die überwiegend aus dem Rift Valley stammen (S. 190-194).

Die Transferbewegungen selbst nimmt das sechste Kapitel in den Blick. Der hier entwickelte Begriff der Lauflandschaft ist an Arjun Appadurais *ethnoscape* angelehnt. Er bezeichnet eine sozio-kulturelle Landschaft, die durch ein gemeinsames Referenzsystem erzeugt wird, das Profisportlerinnen und Profisportler mit und ohne Migrantenstatus

international teilen. In diesem System verortet Rhea Maria Richter auch die *student athletes*. Die Übernahme einer weiteren Kategorisierung in Untergruppen, deren Sinn nicht weiter erläutert wird, erscheint allerdings überflüssig (S. 199), denn Motivationen zur Migration sind plural und veränderlich. Diese Pluralität arbeitet sie im weiteren Verlauf anhand von empirischen Daten überzeugend heraus. Rhea Maria Richter diskutiert unterschiedliche Erfahrungen kenianischer Athletinnen mit ihrer Rolle als *student athlete*, die durch einen anspruchsvollen Trainingsplan und ein nicht minder forderndes Studium charakterisiert sind. Sie beschreibt den Druck, dem die Sportlerinnen bzw. Studentinnen ausgesetzt sind, da die Verlängerung des Stipendiums und der Aufenthalt in den USA generell von sehr guten sportlichen und universitären Leistungen abhängen. Ihre Analyse kultureller, sozialer und sportinstitutioneller Aspekte von Anpassung und Abgrenzung vermitteln eher einen Zustand der „Einrichtung“ in einem translokalen Umfeld. Neben den Athletinnen lässt die Verfasserin auch Trainer zu Wort kommen, die über ihre Herausforderungen bei der Auswahl von und dem Umgang mit kenianischen Athletinnen berichten (S. 217). Sie kommt zu dem Schluss, dass der Laufsport für die überwiegende Zahl der *student athletes* ein Mittel zum Erlangen eines Hochschulabschlusses ist, der ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt erhöht. Neben dem Transfer von Geld werden spezifische Wissenskomplexe über Bildung und Erziehung, aber auch Erfahrungen im familiären Zusammenleben nach Kenia vermittelt (S. 228f.).

Das Schlusskapitel fasst nicht nur die wesentlichen Aussagen des Buches zusammen, sondern schließt mit einem Plädoyer für eine interdisziplinäre Sportethnologie (S. 246). Insgesamt liegt die Stärke des Buches eindeutig auf den spezifischen Perspektiven, die Rhea Marie Richter als ehemalige Hochleistungssportlerin im Bereich Laufsport an ihren Forschungsgegenstand anlegen kann. Vor der Drucklegung hätte der Text allerdings noch einiger Sorgfalt bedurft. Dabei handelt es sich vor allem um orthografische Mängel und schlecht reproduzierte Abbildungen (S. 64f.). An diesem Beispiel zeigt sich zum wiederholten Mal, dass Autorinnen und Autoren, vor allem aber die Verlage, nicht auf ein vernünftiges Lektorat verzichten sollten. Dessen ungeachtet leistet das Buch mit seinem besonderen Blick auf kenianische Läuferinnen, die in einem transnationalen Kontext Sport treiben und studieren, einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der sozio-kulturellen Dimensionen des Laufsports.

**GÜTL, Clemens (Hg.). 2017. Hermann Junker: Eine Spurensuche im Schatten der österreichischen Ägyptologie und Afrikanistik. Göttingen: Cuvillier Verlag. 231 Seiten. ISBN 978-3-7369-9549-9**

*rezensiert von*

**Arno Sonderegger, Universität Wien**

Im Jahr 1923 richtete die Universität Wien ein Institut für Ägyptologie und Afrikanistik ein. Treibende Kraft für die Einrichtung war Hermann Junker (1877-1962), katholischer Priester aus dem Rheinland, der bereits seit 1907 in Wien tätig war – zunächst als Privatdozent für Ägyptologie und koptische Sprachen, ab 1909 als außerordentlicher und ab 1912 als ordentlicher Professor für Ägyptologie. Aufgrund sprachhistorischer Forschungen, vor allem aber auch archäologischer Grabungen in Ägypten seit 1908/09 hatte Junker sich in Fachkreisen einen Namen gemacht. Als er einen Ruf nach München erhielt und ablehnte, nutzte er dies zur Forderung nach einem eigenständigen Institut in Wien, was genehmigt wurde. Diese Gründung, die bis 1977 Bestand haben sollte – als Ägyptologie und Afrikanistik in Wien erstmals institutionell getrennt wurden –, zeigt Hermann Junker als einen talentierten und in wissenschaftspolitischen Belangen gewieften Organisator. Seine diesbezügliche Findigkeit kommt in unterschiedlichen Zusammenhängen zum Vorschein, wie in zahlreichen Beiträgen in dem von Clemens Gütl edierten Sammelband nachgelesen werden kann.

Beteiligt haben sich Autorinnen und Autoren aus der Ägyptologie (Regina Hözl) und Archäologie (Susanne Voss, Julia Budka, Claus Jurman), der Ethnologie (Peter Rohrbacher), der Humanbiologie (Margit Berner) und den Afrikanwissenschaften (Clemens Gütl). Diese multidisziplinäre Zusammensetzung ist der Vielfalt von Junkers Interessen angemessen, die weit gestreut waren, sie ist aber auch den unklar verlaufenden Fachgrenzen von damals geschuldet: zwischen den orientalistischen Disziplinen mit einem philologischen Fokus einerseits, den historisch ausgerichteten Feldern andererseits. Hermann Junker spielt deshalb in den Fachtraditionen verschiedener Disziplinen eine Rolle. Von den einen wird er als Sprachforscher erinnert, der zum Altägyptischen und Koptischen ebenso arbeitete wie zum Nubischen, von anderen als Pionier der österreichischen Afrikanistik, wieder andere denken an seine Grabungen in Ägypten, die materielle Überreste von bleibendem archäologischen und

humanbiologischen Interesse freischaufelten. Es ist eine schöne Sache, dass dieser Band profunde Kenner ihrer jeweiligen Wissenschaftstraditionen zusammenbringt, denn dadurch tritt die „Spurensuche im Schatten“, wie es im Untertitel heißt, ins Licht einer transdisziplinären Betrachtung. Alle sieben Einzelbeiträge basieren auf einer breiten Fülle archivalischer Quellen, die unser Wissen nicht nur über Junker bereichern, sondern über die Wiener Wissenschaftssituation in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts generell.

Die ersten vier Beiträge sind ihrer Herangehensweise nach vorrangig deskriptiver Art, wissenschaftsgeschichtlich verdienstvoll insbesondere, weil sie wesentliche Etappen von Junkers früherer Universitäts- und Forschungskarriere penibel nachzeichnen. Einleitend bietet Gütl einen „komprimierten Überblick bis zu Junkers Institutsgründung 1923“, dem die Anfänge ägyptologischer und afrikanistischer Unternehmungen in Österreich entnommen werden können (S.13-36). Gütl steuert auch einen zweiten Aufsatz bei, der Junkers Rolle in der Nubistik behandelt (einem Zweig der afrikanistischen Sprachforschung) und das seine Forschungsreise 1911 ins sogenannte „Land unter – Nubien“ dokumentierende Fotoalbum in hervorragender Druckqualität wiedergibt (S.53-90). Die in dieselbe Zeit fallenden ersten archäologischen Grabungen, die Junker in Ägypten unternahm und aus einem „Philologen“ (auch) einen „Archäologen“ machten, behandelt Regina Hölzl (S.39-51), während Margit Berner einen Überblick über die Bestände an ägyptischen Skelettresten gibt (mehrheitlich Schädel), die in den 1910er und 20er Jahren über Junker an die Anthropologische Abteilung des Wiener Naturhistorischen Museums gelangt sind (S.93-101).

Die folgenden drei Beiträge, die ihrem Umfang nach annähernd die Hälfte der Buchlänge ausmachen, weisen Problemorientierung auf und damit auch einen stärkeren analytischen Fokus. Rund um die Gestalt Junkers problematisieren die Autorinnen und Autoren hier nichts weniger als die deutschsprachige – österreichische und deutsche – Forschungslandschaft (von der Universität Wien [Ordinariat 1923-1929] über die Österreichische Akademie der Wissenschaften [wirkliches Mitglied seit 1919] zum Deutschen Archäologischen Institut in Kairo [Direktor 1929-1939]), eingebettet in die wechselhaften politischen Verhältnisse der Zeit. Seit 1929 leitete Junker das Deutsche Archäologische Institut, dessen Entwicklung und Personalkarrieren in den 1930er Jahren von Susanne Voss im Rückgriff auf amtliche Dokumente und Korrespondenz rekonstruiert werden (S.131-

179). Sie konstatiert abschließend „seine [Junkers] bereitwillige Hinwendung zum NS-Regime“ (S.172). Über die vielschichtigen Ursachen für diese bereitwillige Hinwendung – von schlichtem Opportunismus und „Kollaboration“ bis zu einer übereinstimmenden Schnittmenge in der „Geisteshaltung“ (S.211) – findet man zahlreiche Hinweise in dem Beitrag „Ägyptologische Forschung zwischen Christentum und Nationalsozialismus“, den Julia Budka und Claus Jurman gemeinsam verfasst haben (S.181-219).

Ihre Untersuchung zeigt Junker nicht nur als stark vom Katholizismus geprägt, sondern auch fest im Deutschnationalismus verankert. Dass Antijudaismus und Antisemitismus ihm nicht fern lagen, kann da kaum verwundern. Das Rassedenken generell war bei Junker, wie bei der Mehrheit der Orientalisten um die Jahrhundertwende, bereits stark ausgeprägt. Junker ging unbesehen mit dem herrschenden Kolonialrassismus konform, der zwischen inferioren und höherwertigen, schöpferischen und unschöpferischen Menschengruppen unterschied. Sein Rassismus war so gesehen bequem anschlussfähig an die spezifische Rassenideologie des Nationalsozialismus. Dass er auch Unterschiede dazu aufwies, muss nicht verwundern. Schließlich hatte Junkers Rassismus seine Basis im katholischen Antijudaismus/Antisemitismus rheinländischer und wienerischer Prägung sowie im deutsch-österreichischen Nationalismus. Die Beiträge von Voss, Budka und Jurman machen die Eigenheiten dieser heimischen Milieus schön deutlich. Doch Junker, der „Wissenschaftler“ und „Weltmann“, als der er wiederholt von Zeitgenossen charakterisiert wurde, war auch tief geprägt vom Rassismus der Wissenschaften, der damals vorherrschte (mit Folgewirkungen bis in die Gegenwart). Er beherrschte die Gedankenwelt Junkers maßgeblich.

Diesem Aspekt spürt im vorliegenden Band mit gebührendem Nachdruck nur Peter Rohrbacher nach, der unter der Überschrift „Hellhäutige Hamiten“ Hermann Junker und vier seiner Schüler – Wilhelm Czermak (1889-1953), Ernst Zyhlarz (1890-1964), Johannes Lukas (1901-1980) und Werner Vycichl (1909-1999) – einer kritischen Lektüre unterzieht (S.103-128). Hier wird Junker als entschiedener Vertreter der kolonialrassistischen Hamitentheorie sichtbar, der nicht nur Altägypten als reine Schöpfung „hellhäutiger Hamiten“ ansehen und jedes „negride“ Element schlichtweg leugnen mochte, sondern auch die Ansicht vertrat, „dass das geografische Ausbreitungsgebiet der »hellhäutigen Hamiten« in Afrika ursprünglich viel

größer gewesen war als in gegenwärtiger Zeit.“ (S.106). Im Banne dieser beiden absurden Ansichten operierten nicht nur die genannten vier Afrikanisten bei ihren Bemühungen um die sogenannten Hamitistik, sondern sie wurden bis weit in die zweite Jahrhunderthälfte hinein von maßgeblichen Vertretern in Ägyptologie und Afrikanistik im deutschsprachigen Raum akzeptiert und vertreten. Von einer jüngeren Generation zwar nicht mehr geteilt, wurden derartige Ansichten – und die Tatsache, dass sie das Fach beherrschten – zumeist stillschweigend ignoriert.

Es ist ein Gewinn für die Wissenschaftsgeschichte, dass nunmehr auch unrühmliche Aspekte hinsichtlich der Vergangenheit dieser Disziplinen offen diskutiert werden. Es ist zu wünschen, dass dieser kritische Dialog zwischen den Disziplinen, von dem der besprochene Sammelband zeugt, weitergeht und dass er manch prekäre facheigene Tradierungszusammenhänge so nachhaltig erschüttert, dass tatsächlich aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt wird. Noch ein Wort zur Gestaltung des Buchs: Der großformatige Band ist ausgiebig bebildert und reich illustriert, sowohl mit historischen Fotoaufnahmen als auch mit Kopien originaler Dokumente. Angesichts dessen ist der Preis von 49,90 Euro fast geschenkt. Ein schönes und spannendes, lesens- und sehenswertes Buch.

**FAUVELLE, François-Xavier. 2017. Das goldene Rhinoceros: Afrika im Mittelalter. München: C.H. Beck. 320 Seiten, 47 Abbildungen, 3 Karten. ISBN 978-3-406-71379-8**

*rezensiert von*

**Arno Sonderegger, Universität Wien**

Hier handelt es sich um die Übersetzung eines Buchs, das 2013 mit dem Großen Preis des seit 1998 jährlich stattfindenden Geschichtsfestivals von Blois ausgezeichnet wurde. Diesem Erfolg und der Förderung durch das *Centre National du Livre*, so ist anzunehmen, verdankt sich die vorliegende Übersetzung ins Deutsche. Der Buchtitel bezieht sich auf ein archäologisches Artefakt, ein kleines, etwa handgroßes goldgefertigtes Nashorn, das 1932 in Mapungubwe im südlichen Afrika aufgefunden wurde; der Buchumschlag reproduziert es auffällig auf dunkelgrünem



Hintergrund. Fest gebunden, mit zahlreichen Farbabbildungen versehen und auf dickem, glattem Papier gedruckt, ist *Das goldene Rhinoceros* alles andere als eine billige Angelegenheit. Optisch ansprechend, lädt es zur Lektüre ein.

Das Buch war 2013 unter fast gleichlautendem Titel in Frankreich veröffentlicht worden: *Le Rhinocéros d'or. Histoires du Moyen Âge africain*. Der kleine Unterschied im Untertitel ist freilich bezeichnend, der Hinweis auf die „Geschichten“, der in der übersetzten Version unterschlagen wird, ist wesentlich. Fauvelle schreibt nämlich nicht wirklich eine Geschichte Afrikas vom 8. bis 15. Jahrhundert, sondern er erzählt – bruchstückhaft und in Sprüngen, in 34 kurzen Kapiteln – diverse Episoden aus der afrikanischen Geschichte, wobei er verschiedenen Aspekten rund um die historische Afrikaforschung Platz einräumt. Fauvelle erzählt seine Geschichten insbesondere im Rückgriff auf archäologische Erkenntnisse und schriftliche Quellen, besonders arabische; Spuren aus der Ethnologie und *Oral History* kommen hingegen nur sehr selten zur Sprache (einmal etwa auf S.148f.). Im Sinne solcher Geschichten und Episoden enthält das Buch durchaus interessante Inhalte, ein Gesamtbild von „Afrika im Mittelalter“, wie es der deutsche – und schon der originale französische – Untertitel nahelegen, entsteht auf diese Weise freilich nicht. Und das nicht nur wegen der konzeptuellen Fragwürdigkeit eines »afrikanischen Mittelalters«.

Fauvelle schürt die falsche Erwartungshaltung, er lege eine Geschichte Afrikas vor, wenn auch indirekt, durch seine Behauptung, dass eine weniger fragmentierte Darstellung „unmöglich“ sei: „Wenn dieses Buch sich dem Leser als eine Zusammenstellung nacheinander in Schlaglichtern aufscheinender Bruchstücke präsentiert,“ schreibt er: „dann deshalb, weil wir das Mosaikfenster dem großen narrativen Fresko vorgezogen haben, das nur den Anschein einer wissenschaftlichen Vorlesung erweckt hätte. Ein solcher akademischer Diskurs über das Alte Afrika aber ist unmöglich, denn die Quellen schweigen beharrlich über ganze Gebiete der Wirklichkeit [...]“ (S.18)

Dieser trügerische Eindruck entspringt maßgeblich dem engen Quellenverständnis von Fauvelle, der nur materialisierte Überreste als Spuren in die Vergangenheit akzeptiert – also archäologische Quellen einerseits, schriftliche andererseits (S.15ff.). Mündliche Überlieferungen zählen für ihn ebenso wenig als nützliche Quellen wie die Rekonstruktionsmethoden der vergleichenden historischen

Sprachwissenschaft oder das vergleichende Verfahren, das insbesondere über ethnologische Feldforschungen in die historische Afrikaforschung Eingang gefunden hat. Fauvelles Buch ist in dieser Hinsicht durchwegs altmodisch und, gemessen an der unberücksichtigten reichen afrikahistorischen Literatur, in der linguistische und ethnologische Spuren aufgegriffen sowie mündliche Überlieferungen kritischer Prüfung unterworfen wurden, hat es ein revisionistisches Gepräge.

Fragwürdig ist auch die konzeptuelle Rahmung, die Fauvelle seinen 34 Geschichten gibt: die Rede vom »afrikanische Mittelalter«. Die Innenklappe des Umschlags spricht von Fauvelles „Spritztour durch das afrikanische »Mittelalter«, die Rückseite verspricht „eine außergewöhnliche Reise“. Fauvelle selbst verspricht ebenfalls „eine Reise durch mehrere Jahrhunderte“ (S.13), genauer: „Acht Jahrhunderte: fast ein Jahrtausend“ (S.14). Auf eine präzise Zeitangabe der Epochengrenzen, die Fauvelle im Sinn hat, muss der Leser noch etliche weitere Seiten lang warten. Dann datiert er sie „vom 8. bis zum 15. Jahrhundert“ (S.22) und setzt für diese Zeitspanne den Begriff „das mittelalterliche Afrika“ (S.22).

Er knüpft mit dieser Bezeichnung direkt an einen der Pioniere der französischen prähistorischen Forschung an, Raymond Mauny (1912-1994). Mauny, Professor für ältere afrikanische Geschichte an der Sorbonne von 1962 bis 1977, ist übrigens neben Théodore Monod (1902-2000) der einzige Afrikaforscher, den Fauvelle in seiner Einleitung namentlich erwähnt, die unter der Überschrift „Afrika im Mittelalter: Die wiedergefundene Zeit“ steht (S.13-30). Insofern spielt er, nicht gerade bescheiden, auf einen der großen Erzähler der französischen Literatur an, auf Marcel Proust (1871-1921), *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Mauny und Monod haben offensichtlich Eindruck auf ihn gemacht, doch eine kritische Haltung gegenüber den kolonialen Umständen, unter denen die beiden wirkten, entwickelt Fauvelle nicht.<sup>1</sup> Vielmehr bedient er sich wie selbstverständlich des eurozentrischen Begriffs des Mittelalters als Ordnungsmodell und rahmt seine Erzählungen, wie in der guten alten Zeit, durch den Bezug auf die Triade *Alttertum – Mittelalter – Neuzeit*.

Eine solche Perspektive lag für Afrikaenthusiasten wie Monod und Mauny noch nahe. Denn beide arbeiteten am kolonialen *Institut français d’Afrique noire* in Dakar (der eine seit der Gründung 1936 bis zur Auflösung 1960, der andere nach dem Krieg seit 1949, nachdem er bereits 1937 in die Kolonialadministration des senegalesischen Generalgouvernats eingetreten

war), und dies zu einer Zeit, als die Historiographie in Frankreich eine Revolution erlebte: nämlich die Rehabilitierung des Mittelalters und die Durchsetzung einer neuen Dominanz der Mediävistik im Fach Geschichte (man denke an Marc Bloch, Georges Duby oder Jacques Le Goff). Darum war es für Mauny und Monod attraktiv, Afrika in dieser Weise als »mittelalterlich« aufzufassen und in das dominierende europäische Geschichtsmodell einzuschreiben – ein Afrika, noch nicht modern, aber am Sprung dazu. Doch kann man dieselbe Auffassung jüngeren Experten zubilligen?

In Zurückweisung klischeehafter statischer Afrikabilder tut Fauvelle seine Absicht kund, „ein Afrika in der Geschichte“ (S.13) darzustellen, also ein dynamisches, ein historisches Afrika. Dieses historische Afrika will er zu recht unterschieden haben „von dem Bild eines »ewigen« Afrika, des Afrika der »Stämme«, des Afrika als Spiegel der Ursprünge des Menschen“ (S.13). Doch fällt er sofort in andere eurozentrische Klischees zurück, die der Geschichtswissenschaft eigen sind, zuvörderst das eurozentrische Ordnungsmodell *Alttertum – Mittelalter – Neuzeit*. Das historische Afrika besteht ihm zufolge nämlich aus drei Teilen:

- (1) Auf der einen Seite das „antike Afrika“, „die afrikanischen Zivilisationen der Antike: das pharaonische Ägypten, das meroitische Nubien, das punische oder römische Afrika, Aksum in Äthiopien“ (S.14).
- (2) Auf der anderen Seite das „moderne Afrika“, „die Zeit, als der afrikanische Kontinent, mit Gewalt an das Schicksal der europäischen Mächte gekoppelt [...] wurde [...]; als er den Sklavenhandel erlitt, die Kolonisation und schließlich vor den gewaltigen Umbrüchen der Gegenwart stand.“ (S.14)
- (3) Dazwischen nun schreibt Fauvelle sein »afrikanisches Mittelalter« ein. Zwei Epochen seien relativ wohlbekannt – er schreibt von zwei „uns vergleichsweise besser vertrauten Afrikas“ (S.14), das Alttertum/die Antike, die Neuzeit/die Moderne –, während das »mittelalterliche Afrika« Gegenstand seines Buches ist.

In der historischen Afrikaforschung spielt der Begriff »afrikanisches Mittelalter« mit gutem Grund so gut wie keine Rolle. Zunächst ist »Mittelalter« ein Begriff, der sich einer spezifischen christlichen Vorstellung verdankt, der Heiligen Dreifaltigkeit; man kann ihn bis auf den Chiliasmus aus dem 12. Jahrhundert zurückführen. Damals übertrug Joachim von Fiore

die christliche Trinitätsvorstellung auf die Geschichte, indem er die drei Zeiten des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes als Phasen des historischen Zeitablaufs postulierte. Schon diese christliche Version lädt zu einer teleologischen Geschichtsauffassung ein, zielgerichtet in ihrer Entwicklung, egal wie sprunghaft in ihrem Ablauf, und einsichtig jenen, denen die Offenbarung zu Teil wurde.

Sodann ist er ein Epochenbegriff, der als solcher in Anschlag auf die europäische Geschichte geprägt wurde, um die Gegenwart an eine weit zurückliegende Vergangenheit anzuknüpfen. Die Wiederaneignung von Ideenbeständen aus den vergangenen hellenisch-römischen Welten, die von den klösterlichen Humanisten des 13., 14. und 15. Jahrhunderts durch ihre Übersetzungsarbeit betrieben wurde, ging vor dem Hintergrund einer Unzufriedenheit mit der Gegenwart vor sich, und sie ging mit ihrer Abwertung einher: Das Altertum glänzte, die Gegenwart war trübe und dunkel (»*the dark ages*«, wie das Mittelalter im Englischen heißt), die Zukunft musste rosiger werden. Als griffige Formel in erinnerungspolitischen Akten ist das Mittelalter also auch ein expliziter Kampfbegriff, kein reiner und unschuldiger Ordnungsbegriff der europäischen Geschichte.

Schließlich wurde die Triade *Altertum – Mittelalter – Neuzeit* seit etwa 1500 – also im Zeitalter von Renaissance und Reformation, aber auch von europäischer Kolonialexpansion und imperialer Ausdehnung – zur beliebten Schablone unter Historikern, um die Welt einer zeitlich linearen Ordnung zu unterwerfen, in der die Gegenwart (und der eigene Ort darin) den vorläufigen End- und Höhepunkt der Geschichte markierten. Ist der Begriff »Mittelalter« als Bezeichnung einer Epoche darum schon für europäische Verhältnisse problematisch,<sup>2</sup> so zieht seine Übertragung auf andere Weltregionen noch ganz andere Schwierigkeiten nach sich. Dass diese Übertragung in der eurozentrischen kolonialen Afrikaforschung recht gedankenlos getätigt wurde, hat die meisten postkolonialen Afrikahistoriker davon Abstand nehmen lassen. Die meisten Bücher zur Geschichte Afrikas (inklusive der frankophonen), die seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geschrieben wurden, strukturieren ihr Material – und ihre Epochen – glücklicherweise ohne einen solchen Bezug herzustellen.

Fauvelle zeigt sich alldem gegenüber merkwürdig blind und behauptet einfach, dass „es ein afrikanisches Mittelalter gibt“ (S.22). Er führt drei

Gründe ins Treffen, die in nachfolgender Reihe von ihm jeweils stärker gewichtet werden:

- (1) Es gebe ein »afrikanisches Mittelalter« „wegen seiner eigentlich eher zufälligen Gleichzeitigkeit mit dem europäischen Mittelalter“ (S.22, wo er sehr großzügig mit der Zeit umgeht: 6. bis 15. Jahrhundert in Europa, 8. bis 15. Jahrhundert in Afrika);
- (2) Und es gebe ein »afrikanisches Mittelalter« „wegen seiner dokumentarischen Charakteristika, die nur den Historiker interessieren“ (S.22, womit er die aufgrund arabischer Überlieferungen nunmehr vorhandenen schriftlichen Quellen und reichhaltigere materielle Überreste meint; man beachte auch die Arroganz des Fachhistorikers gegenüber seinem Lesepublikum, dem entweder kein Interesse an Quellenfragen zugebilligt oder aber nicht zugestanden wird, darüber befinden zu können);
- (3) Schließlich gebe es ein »afrikanisches Mittelalter« „auf Grund seiner Verknüpfung und seines zeitlichen Zusammentreffens mit Entwicklungen, die weite Teile der alten Welt betreffen“ (wobei er in erster Linie an den Aufstieg und die Verbreitung des Islam denkt und den „»Anschluss« Afrikas“ [S.25] in einem „umfangreichen »globalen« System“ [S.26] des Handels).

Keiner dieser Punkte taugt als plausible Begründung dafür, wieso man diese Phase vom 8. bis 15. Jahrhundert sinnvoll als eine mittlere, »mittelalterliche« bezeichnen sollte. Ihr zudem das Attribut »afrikanisch« zuzugesellen und vom „afrikanischen Mittelalter“ zu fabulieren, wird noch unplausibler dadurch, dass Fauvelle nur einige Räume des Kontinents betrachtet, die, wie er schreibt, „in Form einer weiten Sichel“ (S.22) auf der Karte angeordnet sind: vom Atlantik via Sahara und Sahel zum Roten Meer, vom Horn von Afrika der Küste entlang ins südliche Afrika. Anders gesagt: Riesige Räume Afrikas bleiben ausgespart. Sind sie nicht Teil der Geschichte dieser Zeitspanne?

Der Verlag verspricht auf der Rückseite des Schutzumschlags ein „wunderbar geschriebene[s] Buch“. Man ist gewohnt, dass Werbeverlautbarungen frei in ihrem Umgang mit der Wahrheit sind, und Geschmäcker sind bekanntlich verschieden, doch ganz unkommentiert kann ich das nicht stehen lassen. Wunderbar geschrieben? – Das Buch strotzt nur so von unklaren, blumigen und nebulösen Formulierungen,

deren Sinn dunkel bleibt bzw. nur zu erahnen ist. Es ist ausschweifend im Ton, gelegentlich geschwätzig. Es ist vereinnahmend in seiner Diktion, die immer wieder den *pluralis majestatis* bemüht, und es zielt auch auf Vereinnahmung. Fauvelles Art, rhetorische Fragen in den Raum zu stellen, die nur selten zur Aufhellung bestimmter Sachverhalte beitragen, und anachronistische, manchmal kontrafaktische Überlegungen einzuflechten, dienen dazu, die Leserschaft einzuwickeln, indem er sie zu Teilhabern an einem nicht ganz durchschaubaren Geheimnis macht. Der Name dieses Geheimnisses? – Der lautet das mittelalterliche Afrika, ganz ohne Anführungszeichen.

Das »mittelalterliche Afrika« seien „die »dunklen Jahrhunderte« Afrikas“, „spärlich und vage [...] dokumentiert“, es sind für Fauvelle aber auch „goldene Jahrhunderte“ (S.14), exotisch und geheimnisumwittert, weil „das Afrika dieser Zwischenära mächtige und blühende politische Gebilde kannte und aktiv an den großen Strömen interkontinentalen Austauschs teilnahm, die Menschen, Güter und religiöse Anschauungen beförderten.“ (S.14-15). Wie die Sprache, so der Geist. Fauvelles Buch schwelgt im Exotismus. Er inszeniert das kulturell Andere Afrikas und das Different, das sich aus dem zeitlichen Abstand zwischen Gegenwart und Vergangenheit ergibt, in schwärmerischen Eskapaden. Das ist der Ton, wenn nicht der Stoff, aus dem Legenden gestrickt werden. Um es klipp und klar zu sagen: Das Bild dieses »mittelalterlichen Afrikas«, das auf diese Weise entsteht, ist ein Trugbild.

Trotz der verunglückten Rahmung und mitunter zweifelhafter Ausdeutungen durch den Autor sind die in den Kurzkapiteln erzählten Historien gut gewählt und vermitteln unterhaltsame Einblicke in afrikanische Vergangenheiten, gelegentlich auch anregende Überlegungen. Der detaillierte Anmerkungssteil (S.275-307), in dem Fauvelle die von ihm konsultierte Literatur anführt und knapp kommentiert – afrikanische Historiker und Autoren sind hier bezeichnenderweise kaum vermerkt –, ist gewinnbringend zu lesen und durchaus aufschlussreich: Er beweist, dass Exotismus und Gelehrsamkeit einander nicht ausschließen müssen.

In Teilen unterhaltsam, überwiegt jedoch das Ärgernis über die Selbstverständlichkeit, mit der sich Fauvelle Afrika eurozentrisch annähert und aneignet. Ein Buch, das zur Lektüre empfohlen werden kann, ist es darum – seiner Preiskrönung in Frankreich zu trotz – leider nicht.

**Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Roderick McIntosh bezeichnet Mauny zurecht umstandslos als "colonial personality", ehe er ihn (ebenfalls zurecht) folgendermaßen würdigt: "a truly admirable prehistorian and polymath, a larger-than-life personality, Raymond Mauny. Unsung champion of the richness of the Western Sudanese past, Mauny was an administrator-turned-archaeologist-linguist-historian-historical architect-preserved of cultural heritage. [...] Every prehistorian's vision of the past is viewed through a particular lens. Mauny's lens was clouded by the prejudices and Eurocentric conceits of his times [...]. But he was avidly curious, visiting and sometimes excavating into as many kinds of sites throughout francophone Western Africa as he could." (Roderick J. McIntosh: *Ancient Middle Niger: Urbanism and the Self-Organizing Landscape*. Cambridge et al.: Cambridge University Press, 2005, S.9) Von Basil Davidson stammt eine frühe Einschätzung Monods, in der er ihn als kolonialen Forscher, Abenteurer-Reisenden und Schriftsteller würdigt: „For long the director and guiding spirit of the Institut Français d’Afrique Noire at Dakar, Professor Théodore Monod is one of the most eminent scholars that France has given to the Continent. Pioneer of Saharan exploration, he traversed the daunting sands of the inner desert in days when motor transport was still a rarity. His brief and modest memoirs are a delight to read.“ (Basil Davidson: *The African Past: Chronicles from Antiquity to Modern Times*. Boston, Toronto: Little Brown and Company/ Atlantic Monthly Press, 1964, S.367)
- <sup>2</sup> Zur Problematisierung des »Mittelalters« lohnt es Jacques Le Goff zu lesen, besonders sein *À la recherche du moyen âge* (Jacques Le Goff: *Auf der Suche nach dem Mittelalter: Ein Gespräch*. München: C.H. Beck, 2004).

MELBER, Henning (ed.). 2016. *The Rise of Africa's Middle Class. Myths, Realities and Critical Engagements*. Uppsala: Nordic Africa Institute / London: Zed Books. 219 pages. ISBN 978-1-78360-713-6

*reviewed by*

**Jason Musyoka, University of Pretoria**

This book makes an important contribution to the ongoing revival of class analysis, after a notable decline between the 1970s and 1990s. This decline was partly attributable to retreating of academic efforts from engaging the public on the meaning and practice of class (Savage, 2016), and partly due to what Flemmen (Flemmen, 2013) sees as the rise of alternative discourses such as post modernism, and what Jeffery (1988) refers to as 'cultural turn'. Adopting a bold posture, this volume contends with the notorious income based class analyses which are obsessed with quantitative measurements and which have shaped middle class discourse as part of the economism movement, together with the likes of GDP, poverty, and development as a whole. The book lives up to its title, given that it challenges dominant myths held in the scholarly field, about Middle classes as follows:

**Myth One: Middle Classes (MC) should be understood in terms of incomes**

The introductory chapter alludes to the argument made by Goran Therborn, who points to possibilities of a (21<sup>st</sup>) middle class century, following the dominance of the 20<sup>th</sup> by the proletariat. On the possibility of a 21<sup>st</sup> century as a middle class century, the book launches itself.

The volume takes on the varying monetary definitions of middle class, ranging from the UNDP \$10-\$100 to the African Development Bank \$2-\$20, citing that these income variations should be seen in light of the unfinished business of defining middle classes. It further goes on to rebuke the dominance of reductionist methodological analyses of class pointing out examples such as Kharas and Gertz (2010) who uses income and consumption levels in measurement of the middle class. In chapter 2 Tim Stoffel (2016) argues that income and consumption are too narrow for any meaningful understanding of middle classes and suggests the need to consider human development indicators such as health, life expectancy and education. By the same token, from the very outset the volume questions



the optimism presented by income based definitions, which, perhaps romantically, suggest that by 2030 over three quarters of MCs will reside in developing countries, with paltry 2% residing in SSA.

**Myth Two: Middle Classes hold particular values that are more liberal/progressive**

In debunking this myth, the book argues that middle classes are anything but homogeneous. On this, the authors follow Hsiao (2006) Hong Kong study which concluded that middle classes tend to be situational in political behaviour. My Ph.D work which I completed in 2016 made similar conclusions.

Responding more directly to the homogeneity myth, the volume infers the following: "On balance, one can conclude that neither economic growth nor the proclaimed rise of a middle class automatically heralds the spread of democratic values" (Melber, 2016:7). In this line of argument, the authors contest a popular tradition advanced by scholars such as Lipset (1959); Kenny (2011); van de Walle (2012) and perhaps most notably Barrington Moore's (1966) mantra, 'no bourgeoisie no democracy'. Countering this long standing tradition, the authors almost arrive at Therborn's conclusion, that no democracy should make itself dependent on the middle class. By this token the authors suggest that the hopes attributed to the rise of middle classes might be at least wishful thinking, at most ideological smokescreen.

In one of the offensive (rather than defensive) arguments made in the book, in chapter 4, Hellsten goes as far as suggesting that the notion of shared democratic values among African middle classes serves (western) individualism and capitalism agenda (2017). She questions the arguments which advance that African middle classes should or might hold politically liberal views, when the massive immigration into Europe has dismantled widely defended theories of Europe as a middle class society and therefore politically liberal. She argues that European (so called middle) societies now hold increasingly hostile and conservative political views. Why should African Middle Classes be seen as different, she asks. Hellsten further holds that consumption habits are probably driven by spatial contexts more than income, which easily links to what Dieter Neubert, (citing Mangin, 1970) refers to as peasants in the city.

Reinforcing Hellsten's argument, Neubert (who authors chapter 5 of this volume) also reminds us that European fascism in the 20<sup>th</sup> century was largely supported by middle classes (2016).

### **Myth Three: African Middle Classes have suddenly appeared**

Lentz (2016) tracks the inter-play between elitism and middle class concepts, arguing that these two have historically intersected. And she is right. In 1956 for example, writing for UNESCO's International Social Science Bulletin titled African Elites, several Africa-based scholars made enlightening contributions. In this Bulletin, writing about South Africa, Ngcobo interchanges these terminologies as if they were the same. Lentz therefore warns against ahistorical approaches on African Middle Classes, which might suggest that the middle classes have recently appeared from nowhere. She warns that while scholarly interest might be recent, the middle classes themselves have been around all along, perhaps in different labels. Notwithstanding, Lentz suggests the need to perhaps differentiate between Elites (management group) and middle classes (social origin) in future research. Future research according to Lentz should also critically look at comparative studies around the sorts of capitalisms under which middle classes form, and how middle classes interact with the nature of the state. This sort of research, she argues, might place African Middle Classes alongside middle classes everywhere, and if it does, it will dispense with the notion of African exceptionalism on class analysis.

### **Critique:**

First, while the volume does address the question of size, the authors could have gone further to differentiate between Fukuyama's (2014) middle class society and society with middle classes. Could it be that African Middle Classes are unpredictable (politically or otherwise) because of their small size? What if, to modify Fukuyama's pointer, African countries were characterized by middle class societies with working class rather than working class societies with middle class?

Second, Akingugbe (2016) and Wohlmuth's (2016) as well as Ngoma (2017) make an important argument concerning Nigeria and South Africa's middle classes located in the private sector. However, both chapters (as do the others) missed an opportunity to elaborate on the essential differences

(whether in type, form or character) between middle classes who are based in the private sector and those based within the state.

Third, on the whole, modern Afrikaner middle classes (in South Africa), European as well as Chinese middle classes formed during processes of industrialization. Perhaps the book could have looked at whether there are similar trends of industrialization based middle class formation in Africa. What might be the consequence in countries such as Kenya and Rwanda which seem to move from agriculture to services skipping industrialization altogether?

Fourth, the book successfully dispenses with orthodox assumptions of middle classes. It however could have been more convincing on what the real character of African middle classes is, rather than what it is not. That African Middle Classes are not necessarily democratic, neither should we hang our economic hopes on them, is clear from the book. But what are they then? On this point, it seems to me that much of the volume remains on the defensive, explaining what the middle classes are not rather than what they are.

In conclusion, in its own right, the book makes a significant contribution to African studies in general and African Middle Classes in particular. This it does through offering some sort of dialectic by balancing currents and unbalancing others at the same time. It beautifully balances between empirical data and theoretical arguments. But also, it unbalances the dominant sorts of analyses of class, which romantically present neat masks on the character of middle classes. The volume shows, successfully so, that underneath the surface, African Middle Classes occupy and maintain a rather untidy if not disorderly social, political and economic territory.

### References:

- Akinkugbe, O./Wohlmuth, K., (2016): Africa's middle class, Africa's entrepreneurs and the 'missing middle' In Melber, H (ed): *The Rise of Africa's Middle Class*. Johannesburg: Wits University Press.
- Flemmen M., (2013): Putting Bourdieu to work for class analysis: reflections on some recent contributions. *British Journal of Sociology* 64(2): 325–43
- Fukuyama, F., (2014): *Political order and political decay: from the industrial revolution to the globalization of democracy*. New York: Farrar, Straus and Giroux
- Hellsten, S.K., (2016): Deconstructing the myth of African middle class. In Melber, H (ed): *The Rise of Africa's Middle Class*. Johannesburg: Wits University Press.

- Kenny C., (2011): Where Is the Virtue in the Middle Class? Unpublished paper, November. Center for Global Development: Washington DC.
- Kharas, H./Gertz, G., (2010): The New Global Middle Class: A Cross-Over from West to East. In Cheng Li (ed): China's Emerging Middle Class: Beyond Economic Transformation. Washington, DC: Brookings Institution Press.
- Lentz, C., (2016): African middle classes: lessons from transnational studies and a research agenda. In Melber, H., (ed): The Rise of Africa's Middle Class. Johannesburg: Wits University Press.
- Lipset, S.M., (1959): Some Social Requisites of Democracy: Economic Development and Political Legitimacy. *American Political Science Review*. 53 (March): 69-105
- Moore B, Jr., (1966): The Social Origins of Dictatorship and Democracy: Lord and Peasant in the Making of the Modern World. Beacon Press: Boston.
- Neubert, D., (2017): Kenya – an unconscious middle class? Between regional ethnic political mobilization and middle class lifestyles. In Melber, H., (ed): The Rise of Africa's Middle Class. Johannesburg: Wits University Press.
- Ngoma, A., (2016): South Africa's Black middle class professionals. In Melber, H., (ed): The Rise of Africa's Middle Class. Johannesburg: Wits University Press.
- Stoffel, T., (2016): Human Development and the construction of middle classes in the Global South. In Melber, H., (ed): The Rise of Africa's Middle Class. Johannesburg: Wits University Press.
- van de Walle N., (2012): Barrington Moore in the tropics: democracy and the African middle class. Paper prepared for presentation at the American Political Science Association Annual Meeting in New Orleans, LA (30 August–2 September).